

der Schwachheit« (Kierkegaard), ein Stehenbleiben, ein Sich-einrichten und Sich-selbst-genügen, Betriebsamkeit statt Sammlung, Genußsucht statt Freude, Konsum statt Kreativität, Kritiksucht statt Güte;

– auf der Kehrseite eine Rivalität, die aus der Angst geboren ist, vom anderen – und das ist immer der Gegner – ersetzt zu werden. Aus Angst ersetzt zu werden, wird der Verängstigte selbst zum Ersetzenden; und seine Tragik liegt darin, daß er damit nicht nur den Konkurrenten, sondern auch sich selbst zu etwas Ersetzbarem entpersonalisiert. Denn er wird identisch (er identifiziert sich) mit den Dingen, mit denen er den anderen »ausstechen« will: Erfolg, Geld, Besitz, Posten, An- und Aussehen.

Hans Jonas etwa bezweifelt, daß »der moderne Mensch«<sup>65</sup> seine Verantwortung erkennen und wahrnehmen wird, wenn er nicht weiß, warum jedem einzelnen eine unantastbare Würde und unersetzliche Einmaligkeit zuzusprechen ist, »warum überhaupt Menschen in der Welt sein sollen, warum . . . der unbedingte Imperativ gilt, ihre Existenz für die Zukunft zu sichern.«<sup>66</sup>

Vor diesem Hintergrund kommt den christlichen Kirchen die entscheidende Aufgabe zu, den christlichen Schöpfungs- und Erlösungsglauben so zu vermitteln, daß der einzelne weiß: »Ich bin von Christus an eine bestimmte Stelle gerufen und an dieser Stelle verantwortlich im Sinne einer unersetzlichen Einmaligkeit.«

Die Verantwortung des Naturwissenschaftlers und Priesters Niels Stensen war im »Prinzip Stellvertretung« verankert. Sein Leben hat anschaulich buchstabiert, daß jeder Mensch – ob jung oder alt, gesund oder krank, begabt oder behindert – auf einmalige (unersetzliche) Weise berufen ist, für seinen Nächsten und so für das Gesamt der Menschheit dazusein. Deshalb kann Stensens Spiritualität Medizin für den gegenwärtigen Zeitgeist sein. Seine Seligsprechung am 23. Oktober vergangenen Jahres ist Anlaß genug, sein Beispiel und Denken in unsere Zeit zu übersetzen.

## Von der Theologie des Herzens

Zum 20. Todestag Romano Guardinis (1885-1968)

Von *Hanna-Barbara Gerl*

»Herz ist Geist in der Nähe des Blutes.« Dieser mündliche Ausspruch Romano Guardinis faßt gedrängt und klar – wie so viele seiner Worte – eine im 20. Jahrhundert sonst nicht formulierte »Philosophie und Theologie des Herzens« zusammen. Deutlicher: »Herz ist nicht Ausdruck des Emotionalen im Widerspruch zum Logischen; nicht Gefühl im Widerspruch zum Intellekt; nicht ›Seele‹ im Widerspruch

---

65 Zur Bedeutung dieses Begriffs an dieser Stelle: R. Spaemann, Die christliche Religion und das Ende des modernen Bewußtseins. Über einige Schwierigkeiten des Christentums mit dem sogenannten modernen Menschen, in dieser Zeitschrift 8 (1979), S. 251-270.

66 H. Jonas, Das Prinzip der Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Frankfurt 1984, S. 8.

zum ›Geist‹. Herz ist der vom Blut her heiß fühlend gewordene, aber zugleich in die Klarheit der Anschauung, in die Deutlichkeit der Gestalt, in die Präzision des Urteils aufsteigende Geist.«<sup>1</sup>

Es sind solche in Sprache und Gehalt ungewohnten Sätze, getragen vom Gewicht eines langen und durchaus angefochtenen Lebens, die Guardini zum Lehrer mindestens zweier Generationen vor dem Konzil, aber auf das Konzil hin machten. Am 1. Oktober vergangenen Jahres jährte sich der 20. Todestag des Theologen und Philosophen, des Erziehers und »Praeceptors Germaniae« (wie ihn Abt Hugo Lang nannte). Solche Gedenktage haben meist einen musealen Charakter. Aber wie es die Feier des 100. Geburtstages 1985 schon zeigte, wird Guardini seit einigen Jahren als »Jahrhundertgeschenk« wiederentdeckt: Das Schweigen, das sich schon vor seinem Tod im ominösen Jahr 1968 in München auf ihn legte und das für zwanzig Jahre lang anhielt, wird nun auch von neuen Lesern der jungen Generation durchbrochen; an einer Reihe deutschsprachiger Universitäten entstehen pionierartige Doktorarbeiten.<sup>2</sup>

Wer war Romano Guardini? Wagen wir eine kühne Kennzeichnung: »Er ist ein Denker augustinischen Geblüts; von jener Art, darin sich Metaphysik und tiefes Wissen um die Seele verbinden. Zugleich ein Humanist, von feiner Kultur des Wortes. Und ein Erzieher jener großen Art, die mit geringstem Aufwand erzieht; durch das, was sie ist, durch die Atmosphäre, die sie schafft, und eine lebenszeugende, aus ruhiger Schönheit schwingende Liebe. Er ist noch mehr gewesen: ein *confessor*, der einen großen Kampf mit unüberwindlicher, aber ganz stiller Kraft führt.« Kühn ist diese Charakterisierung, weil sie von Guardini selbst 1924 auf Anselm von Canterbury geschrieben ist (in der unvergessenen Zeitschrift *Die Schildgenossen*, deren 20 Jahrgänge von 1920-1941 mit Fug und Recht neben *Das Hochland* gestellt werden können: zwei in Weite und Verantwortung des Denkens selten eingeholte katholische Zeitschriften!). Was Guardini von seinem Lehrer Anselm sagt, liest sich heute unschwer auf ihn selbst – wenn ihm auch seine Selbsteinschätzung eine solche Übertragung, auch nicht unterschwellig, niemals eingegeben hätte.

Die meisten seiner unzähligen Hörer, Verehrer, Freunde, mit denen Guardini in der Jugendbewegung oder Universität in Berührung kam, empfanden ihn als den ruhig schaffenden, unerhört wegweisenden Lehrer. Und in der Tat wurde an ihm eine seltene, nicht normierbare Begabung der »Augenöffnung« sichtbar, Last und Geschenk in einem, weil Guardini bis zum Ende seines Lebens das, was er zu sagen hatte, nicht in der festgefühten Ordnung einer Disziplin, sei es Theologie oder Philosophie oder Literaturwissenschaft, darstellen konnte. »Ich muß den Mangel an Fach immerfort durch mehr Geist ausgleichen«, notiert der Siebzigjährige, keineswegs hochmütig, in sein Tagebuch. Also eine lebenslange Selbsterziehung, Selbstprüfung, ein Geraderichten auf die eigene »Wesensgestalt« – nicht umsonst findet er später, eindrucksvoll, wie manch andere Titel, das Wort von der »Annahme seiner selbst«. So erzieht der große Erzieher zunächst und auf Dauer sich selbst, bevor er der Mainzer

1 R. Guardini, *Christliches Bewußtsein. Versuche über Pascal*. München <sup>3</sup>1956, S. 186f.

2 Eine Studentagung auf Burg Rothenfels am Main versammelte vom 22. bis 24. Juli 1987 20 Studenten deutscher, italienischer und flämischer Herkunft, die an Thesen zu Guardini arbeiten.

*Juventus* (1915-1920), dem Rothenfelder *Quickborn* (1920-1939) und der *Akademi-schen Jugend* (1923-1939 in Berlin, 1945-1948 in Tübingen, 1948-1962 in München) Rat und Weisung gibt.

In den zwei fragmentarischen Ansätzen einer Autobiographie<sup>3</sup> erscheint freilich noch ein »anderer« Guardini, der das bekannte »erasmische« Bild nicht nur ergänzt, sondern bewegend verändert. Zur Sprache kommt dort eine merkwürdig verschattete Kindheit im elterlichen Haus in Mainz, wohin die Kaufmannsfamilie seit 1886 mit dem einjährigen, am 17. Februar 1885 in Verona geborenen Knaben für knapp 35 Jahre umsiedelte. Obwohl im Elternhaus fast ausschließlich italienische Sprache und Kultur gepflegt wurden, wuchs der älteste Sohn Romano unverlierbar in Sprache und Geistigkeit Deutschlands hinein – eine Spannung, die er nur durch den übergreifenden Gedanken an Europa in sich zu einem Ausgleich bringen konnte. In den *Berichten* wird erstmals deutlich, daß Kindheit und Abitur 1903 in Guardinis Erinnerung »wie unter Wasser« liegen – der Knabe ist vielfältig begabt, aber ohne eine hervorste-chende Anlage; von der Mutter her trägt er ein Erbe der Schwermut in sich, das ihm ein Leben lang zu schaffen macht und mit dem er sich in dem Buch *Vom Sinn der Schwermut* (1928) im Sinne einer geistigen Aufhellung auseinandersetzt. »Das Gefühl der glücklichen Kindheit und den Wunsch, in sie zurückzukehren, habe ich nie gehabt.« Auch andere, ähnlich ernste Worte des Sechzigjährigen zeichnen ein neues Bild: Das Studium bringt schmerzhaft Umwege für den noch unerweckten jungen Mann, der in Tübingen Chemie studiert, dieses positivistisch ausgerichtete Studium abbricht und sich – wiederum unberaten – auf die Nationalökonomie in München und Berlin verlegt. Das ungemäße Studienfach bringt ihn in eine Krise, die sich erst löst mit der unauffälligen, aber tief glückhaften Einsicht der Berufung zum Priester-tum. Damit ist nach quälend falschen Umwegen der Weg gefunden, den Guardini zeit seines Lebens (allerdings nach dem Durchstehen einer Selbstmordversuchung) nicht mehr bezweifelte und gegen den Widerstand seiner Eltern verfolgte. Das nachhaltig prägende Theologiestudium in Tübingen (1907-08) gibt ihm endlich Sicherheit und Weite der Grundlagen: Guardini wird zu jenem bewußt »kirchlichen« Theologen, der in geistiger Offenheit das Gespräch mit der »Welt« über das katholische Ghetto hinaus einleitete und selbst maßgeblich bestimmte. Guardini hat – trotz der eintrübenden Erfahrung im Priesterseminar in Mainz (1908-10) – noch in den Nachwehen des Modernistenstreites mindestens eine Generation für den *Sinn der Kirche* gewonnen (1922), nachdem er sie zuvor mit dem Klassiker *Vom Geist der Liturgie* (1918) schon an das liturgisch geformte Beten, ja an den Gedanken von der *Liturgie als Spiel* herangeführt hatte (längst vor Huizinga und Hugo Rahner!).

Die *Berichte* zeigen aber noch einen weiteren schweren Anfang: die in sich unbeschriebene akademische Aufgabe in Berlin ab 1923, in einer protestantisch gefärbten Universität, die den jungen Professor anfänglich kaum zur Kenntnis nahm. Wohl aber taten dies die Hörer aus allen konfessionellen, auch agnostischen Kreisen, die Guardinis nicht fachbegrenzte Begabung auf dem Zwischengebiet zwischen

---

3 *Berichte über mein Leben*. Düsseldorf 1984; verfaßt 1943-45 im Pfarrhaus in Mooshausen/ Allgäu, wohin sich Guardini wegen des Bombardements von Berlin flüchtete – eine Zeit ziemlicher Niedergeschlagenheit.

Philosophie und Theologie binnen kurzem wahrnahmen. Es gelang dem zuerst so unsicheren Dozenten – unsicher wegen der Einzigkeit seines Auftrages »katholischer Weltanschauung« –, in den sechzehn Berliner Jahren statt des befürchteten apologetischen Einsatzes ein neues und streng an der Sache ausgerichtetes Verständnis christlichen Weltbezuges zu begründen. In den ganzheitlichen Blick auf die Welt bezog er – auf Max Schelers Rat hin – vor allem große abendländische Gestalten ein, bemerkenswerterweise meist Existenzen am Rande oder nur im Umfeld des Christentums. Sokrates, Augustinus (»... was geschieht, bis eine Existenz christlich wird?«), Dante, Shakespeare, Pascal, Montaigne, Hölderlin, Kierkegaard, Dostojewskij, Nietzsche (!), Mörike, Raabe, Rilke – mit ihnen blickte er prüfend auf die »Sachhaltigkeit« des Christentums und stellte sie zugleich unter das Maß des christlichen Entwurfs. »Karl Barth ist imposant, Josef Wittig ist liebenswert, Guardini ist ergreifend: immer muß er einen Ketzer an seine Brust drücken und mit ihm ringen« – so sein Hörer Victor von Weizsäcker.

Hinzu trat die seelsorgerliche Arbeit: Guardini predigte sonntags in der durch ihn berühmt gewordenen Benediktkapelle in Berlin, wie später in der Münchner Ludwigskirche. Ein Teil der Predigten zwischen 1932 und 1936 erschien zusammengefaßt in dem Buch *Der Herr* (1937), worin Guardini »pneumatisch« von der Kindheit Jesu bis zu den apokalyptischen Schriften das Antlitz des Herrn zu vergegenwärtigen suchte.

Erkennbar wird nach der Narbe des Nationalsozialismus und des Krieges (Guardini wurde 1939 seines Berliner Lehrstuhles »enthoben«) eine Wendung zur Kulturkritik. Sie beginnt zwar schon mit den in unerhörter Sensibilität geschriebenen *Briefen vom Comer See* (1927), steigert sich aber zu noch anderem Ernst in *Der Heilbringer in Mythos, Offenbarung und Politik* (1948), *Das Ende der Neuzeit* (1950) und *Die Macht* (1951). Was Guardini hier, keineswegs wohlfeil, an Kritik der Technik, an Enthüllung von Gewalt durch die Möglichkeit des Maschinenzeitalters und vor allem der daraus erwachsenen Mentalität, an Rückgewinn von Formgefühl und Lebenssicherheit leistet, was er zum Bestehen der übermäßigen Machtfülle an behutsamen und zugleich unnachgiebigen Vorschlägen aus christlicher Erhellung sagt, liest sich heute unabsichtlich modern.

Die Tübinger und Münchner Jahre (1945-1962) kreisen mit großer denkerischer Energie um Ethik, Anthropologie und schließlich um die Gottesfrage. Zugleich: späte Ehrungen durch Kirche und Öffentlichkeit, die letzten, schmerzlich von der Trigeminusneuralgie verdunkelten Jahre. Die Tagebücher<sup>4</sup>, aber vor allem die *Theologischen Briefe an einen Freund*<sup>5</sup>, zeigen jenen Guardini, der in seinem Alter mit der Gefährdung durch die Endlichkeit ringt. Wie kann die Schöpfung überhaupt vor ihrem Schöpfer Stand fassen, nicht in seinem »Sog« verschwinden? Vor diesen späten Fragen wird erneut deutlich, wie stark Guardini von einer »Theologie des Herzens« her denkt, nämlich von Fragen, die durch die eigene »innere Geburtsmitte« gegangen sind, bevor sie ins Wort und in die versuchte Antwort kommen. Guardini ist einer der wenigen Theologen, denen die Endlichkeit fast eine Bedrohung wird. Sie wird es aus ihrem Charakter des Unwiederholbaren, Abgeschlossenen, Unwiederbringlichen, das sich

4 *Wahrheit des Denkens – Wahrheit des Tuns*, postum hrsg. v. F. Messerschmid. Paderborn 1976.

5 Ebenfalls postum hrsg. v. F. Messerschmid. Paderborn 1980.

gegen eine Korrektur, ein »Richten« wehrt. Nur in der Öffnung auf den Schöpfer wird die Erde, Prototyp dieses Dunklen, Mächtigen, in sich Verschlossenen, erträglich. Gott ist für den späten Guardini Antwort auf die Bedrohung, die im Raum der Schöpfung selbst liegt; er ist persönliche Antwort auf eine persönliche Bedrohung. Theologie antwortet entweder auf tiefe, schlechthin lebensbedingte Not in der Weise, daß sie den Not-Wendenden, den Souverän über diese Not erweist, oder sie antwortet überhaupt nicht. Anders: Sie bindet Blut und Geist zusammen, liest sie aufeinander bezogen – was eben die selten geübte Kraft des »Herzens« ausmacht.

Guardini starb am 1. Oktober 1968 in einem Münchner Krankenhaus – bewußtlos sein Leben aushauchend beim letzten Amen eines Rosenkranzes, den die Freunde um ihn herum beteten. Die letzten, immer wieder gemurmelt Worte vor dem nahenden Schlaganfall lauteten: »Unruhig ist unser Herz . . .« Die Freunde setzten dieses Augustinus-Wort auf den Totenzettel, zusammen mit der einfachen, alle Titel und Ehrungen weglassenden, die Wahrheit dieses Lebens bündelnden Formulierung: »Romano Guardini – Diener des Herrn.«

## GLOSSEN

---

IN EIGENER SACHE – Am 1. Januar dieses Jahres ist Christoph Schönborn OP in das Herausbergremium dieser Zeitschrift eingetreten. 1945 in Skalken bei Leitmeritz in Böhmen geboren, wuchs er in Österreich auf, wo er 1963 in die süddeutsch-österreichische Ordensprovinz der Dominikaner eintrat. Seinem Studium der Philosophie in Walberberg bei Köln und in Wien, der Theologie in Le Saulchoir bei Paris und in Regensburg schloß sich nach der Priesterweihe 1970 die theologische Promotion 1974 in Paris an. Nach einjähriger Tätigkeit als Studentenseelsorger in Graz wurde er 1975 zum Professor für Dogmatik mit dem Nebenfach Ostkirchenkunde an die Universität Fribourg (Schweiz) berufen. Seit 1980 ist er Mitglied der Internationalen Theologenkommission; zur Zeit arbeitet er als Redaktionssekretär am Katechismus für die Weltkirche. – Veröffentlichungen: *Sophrone de Jérusalem. Vie monastique et Confession dogmatique.* Paris 1972; *L'Icone du Christ. Fondements théologiques.* Paris 1986 (in deutscher Überarbeitung Schaffhausen 1984); *Das Geheimnis der Menschwerdung.* Mainz 1983; *Einheit im Glauben.* Einsiedeln 1984; *Existenz im Übergang. Pilgerschaft, Reinkarnation, Vergöttlichung.* Einsiedeln/Trier 1987; darüber hinaus schrieb er zahlreiche Aufsätze zu Fragen der Ostkirchenkunde, der Patristik, der christlichen Kunst und der Dogmatik.